Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Philipp Monniers Venedig
Autor: E.Z.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571614

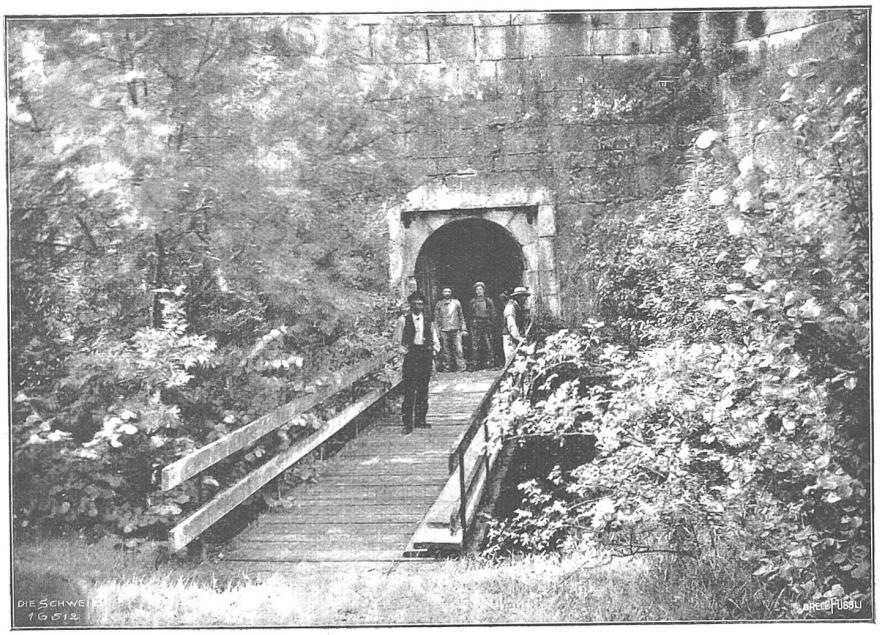
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Festung Aarburg. Wallgraben.

Straßen — es sind ihrer nicht viele — geht, zuerst durch anhaltendes Läuten die Aufmerksamkeit der Bewohner erregt und dann mit weithinschallender Stimme das verkündet, was alle wissen müssen. Manchmal sind es auch nur „frische Blut- und Leberwürste", die er „ausläutet"; aber man ist doch froh, auch das zu wissen. Zu den alten Bräuchen darf man wohl auch das Schießen bei Brandfällen rechnen. Zwei schwere Kanonen, die allen Zeitläuften getrotzt haben, stehen noch auf den Festungswällen, die eine nach Osten, die andere nach Westen, und je nach der Richtung, wo sich am Himmel die Brandröte zeigt, wird die eine oder andere abgefeuert. Es macht einen schauerlichen Eindruck, wenn mitten in der Nacht der dumpfe Kanonendonner unglückverkündend durch die Lüfte schallt.

Es ist merkwürdig, daß Aarburg von Fremden wenig besucht wird. Seine Lage ist doch reizvoll und romantisch genug. Der Blick auf die Aare vom sogenannten „Damm" aus bietet bei jedem Wetter immer neue Schönheiten. Wenn man dem Strom entgegenblickt, sieht man das vor einigen Jahren erstellte Ruppoldinger Elektrizitätswerk, das, von weitem gesehen, besonders bei Nacht, wenn es beleuchtet ist, den Eindruck eines Schlosses am Stromufer macht. Abwärts neigen sich die Ufer in wechselvoller Lieblichkeit zu den blauen Fluten, und die schwebend schlanke Drahtseilbrücke, die leider in nicht ferner Zeit verschwinden dürfte, um einem solidern Bau Platz zu machen, vervollständigt das malerische Bild. Die noch sehr alte Häuserreihe der Hauptstraße, die am rechtsseitigen Stromufer liegt, bietet auf der Rückseite durch die verschiedenartigste Fassaden- und Giebelformation einen interessanten Anblick.

Die Umgegend ist reich an prächtigen Spaziergängen. Hinter der Festung grüßt von waldiger Höhe herab das freundliche Schlößchen Wartburg, und durch schattige Wälder und saftige Wiesen erreicht man in einer Stunde das Bad Lauterbach, das im Sommer besonders von Baslern stark frequentiert wird.

Unsere Bilder zeigen die interessanten Stätten der Festung. Da ist das mächtige Gewinde des Sodbrunnens, an dem seinerzeit die wassergefüllten Eimer in die Höhe gearbeitet wurden. Die Zeug- und Leutnantshäuser sind zu freundlichen Wohnungen für die jetzigen Angestellten der Zwangserziehungsanstalt geworden. In der hübschen Kapelle wird den Sträflingen alljährlich eine erhebende Weihnachtsfeier bereitet. Wehmütig berührt der Anblick des Richtplatzes, der auf dem Bilde wie die friedlichste aller Idyllen anmutet und doch einst so schauerliche Bedeutung hatte. Ein Raubmörder war der letzte, der auf jener Stätte sein Leben unter dem Henkerbeile ließ.

Das alte Bild von Aarburg (S. 23) stammt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Darauf ist noch das alte Kirchlein zu sehen, das eigentlich bezüglich seines Baustils sich dem Festungswerke harmonischer anreihte als das jetzige Gebäude, das aber in den vierziger Jahren samt einer ganzen Häuserreihe einem großen Brande zum Opfer fiel.

Unser Gesamtbild (S. 17) mit einem Teil der Drahtbrücke und dem Säli-Wartburg-Schlößchen im Hintergrund gibt einen recht guten Begriff von der Lieblichkeit und romantischen Lage Aarburgs.

Für mich ist dieser kleine unbekannte Erdenwinkel von einem Glanz verklärt, der sich durch keine Schilderung wiedergeben läßt. Es ist der Glanz, den das Zauberwort „Jugenderinnerung" den Dingen verleiht. Denn Aarburg ist meine Heimat.

Anna Burg, Aarburg.

Philipp Monniers Venedig.

Wann und wo ist das alte Griechentum gestorben?

Nicht bei Chaironeia. Die Unterlegenen des Soldatenkönigs aus dem Norden haben an diesem Tage kulturell die Weltherrschaft angetreten. Es ist ein Sieg des Griechentums entschieden worden, wie ihn kein Griechensieg zuwege gebracht hatte. Das sieht nicht nach Ende aus. Im weitern Sinne eher wie ein Triumph. Die goldene Jugendzeit, die schönste, die einzig schöne: die ist dahin. Die Jugend, die geniale Zeit!

Auch der Fall von Korinth, das Aufgehen im Römerreich ist nicht, nichts weniger als das Ende. Viel mehr ist Italien griechisch als Griechenland römisch geworden. Ein noch stärkerer Arm, als der des Makedoniers war, hat das Griechentum aufgenommen, um es noch höher und weiter zu tragen. Jener hatte ihm die Weite geschenkt, der Römer hat es über die Zeiten getragen. So hat es kommen können, daß der Untergang der letzten freien Griechen-Stadt und -Republik Massilia, die Cäsar, fast beiläufig, auf seinem Siegeszug zum Imperium — austrat, nicht einmal Beachtung findet in der geläufigen Geschichtsübersicht.

Jahrhunderte vergehen in Reihen. Das Griechentum scheint alt geworden — und überdauert das Römerreich um tausend Jahre.

Dann kommt der Türke und pflanzt den Halbmond auf in Byzanz. Mit Konstantinopels Eroberung scheint es nun wirklich aus zu sein.

Mit nichten.

In seinem Schutz ist wundersam aus dem Meere eine neue Polis, eine neue City emporgewachsen, die allen Zauber des greisen Griechenorients so gierig wie andächtig auf ihre jungen Schultern genommen hat: Venedig!

Griechenblut? Wie viel oder wie wenig davon in den Bürgern dieser Lagunen auf der Scheide der adriatischen Gestade sich gerettet hat, ist Nebensache. Wer alles im Dunkel jener Schreckensnacht und Schreckenszeit aus Heimstätten antiker Kultur vor Barbaren sich aufs Meer gerettet hat: ein junges Leben ist aus dem Meer gestiegen! Und Aug und Arm zur Sonne und dem Griechenmeer gewandt, ist das junge Leben groß geworden. Erst als Schützling der Kaiser des Orients vor den fremden Mächten des germanisch gewordenen Festlands. Dann keck und kräftig als Schildknappe zur Hand, als die verwegenen Seegermanen von Sizilien aus das griechische Festland selbst bedrohen. Dann als heischende Vasallen, als kühne Geschäftsleute an allen Gliedern des alten Leibes schmarotzend, um schließlich als gewaltiger Recke nach der Herrschaft selber zu greifen, Kreuzzüge nach den Ungläubigen gegen den Christenkaiser zu werfen und am End aus seinem Fall drei Königreiche zu erben.

Ist es anders als natürlich, daß, wo die Arme dermaßen zugriffen, die Sinne nach Osten lauschten? Daß die Arbeiter der Griechenmeere Griechen wurden?

Das Wunder von Venedig, das uns in seiner Seltsamkeit wie ein Märchen befremdet, ist — wenn Wunder überhaupt zu verstehen, zu analysieren sind — nur als ein Stück des allezeit wundervollen und märchenhaften Orients zu verstehen. Die Maßstäbe von Mittel- und Westeuropa, die wir für mittelalterliche wie moderne Zeiten zunächst gewohnt sind, diese Maßstäbe stellen uns vor etwas durchaus Fremdes. Mit dem germanisch-feudal sich entwickelnden Europa hat Venedig in den Zeiten seines Werdens nichts zu tun.

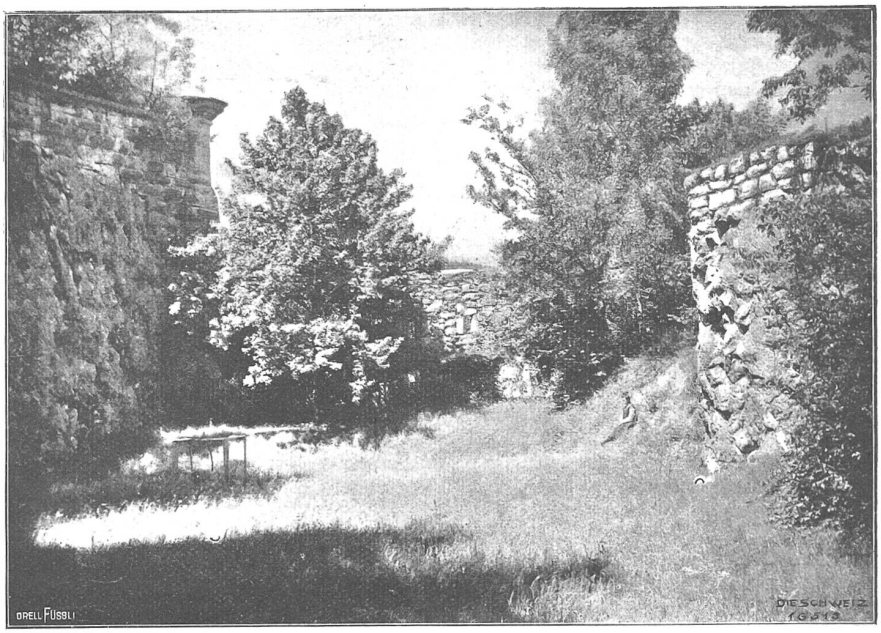
Griechisch? wird der fragen, der bei dieser Vorstellung beschränkt an Athen, an seine perikleische Atmosphäre, an seine Demokratie denkt. Sparta, Alexandrien und Byzanz wären, sollte man meinen, auch zu zählen.

Sehr athenisch in jenem engsten Sinne ist Venedig nie gewesen. Aber es ist auch keine erschöpfende Auffassung. Der stark religiöse Zug der Griechen wird hier traditionell unterschätzt, obgleich schon die Bigotterie, die dem Sokrates den Schirlingsbecher brachte, Zeugnis genug wäre, daß selbst im attischen Geist noch Raum genug für dieses Element geblieben. Als das Griechentum christlich geworden, hat sich seine religiöse Inbrunst nicht genug tun können in mächtiger, alles durchdringender Stilisierung seiner ganzen Kultur. Durch monumentalen Pomp hat es zu den Völkern gesprochen, seine kirchliche wie seine weltliche Herrlichkeit in einem Ausdruck verschmelzend, sodaß der Welt, der das griechische Kaisertum die Kultur schlechtweg bedeutete, der Kultus sich untrennbar mit der Vorstellung des öffentlichen Lebens verband. Wen nach byzantinischer Herrlichkeit verlangte, der trug ihr kulturelles Leben so reich wie möglich auf seine Heimat über. Griechisch ist der Stil, in dem die Venezianer ihr öffentliches Leben geweiht haben.

Griechisch, antik ist ihre Herausbildung der Stadtidee. Das Fischervolk hätte das ungeheure Problem, in Ernährung auf andere angewiesen, sich dennoch isoliert und frei zu erhalten in keiner andern Form zu überwinden vermocht, als in der einer sorgfältig gehegten und gehüteten Stadtverfassung, in der Konstitution einer Bürgerschaft, einer Civitas, die in strengster Geschlossenheit ihre Glieder wie die Stäbe eines Liktorenbündels zusammenhielt, in unerbittlicher Unterordnung unter den Gemeinschaftsgedanken, und desto strenger, je mehr sie um ihrer materiellen Existenz willen auf die kühnste Entwicklung der Individualität im einzelnen angewiesen war. Nur durch die

Festung Aarburg. Unteres Zeug- und Leutnantshaus.

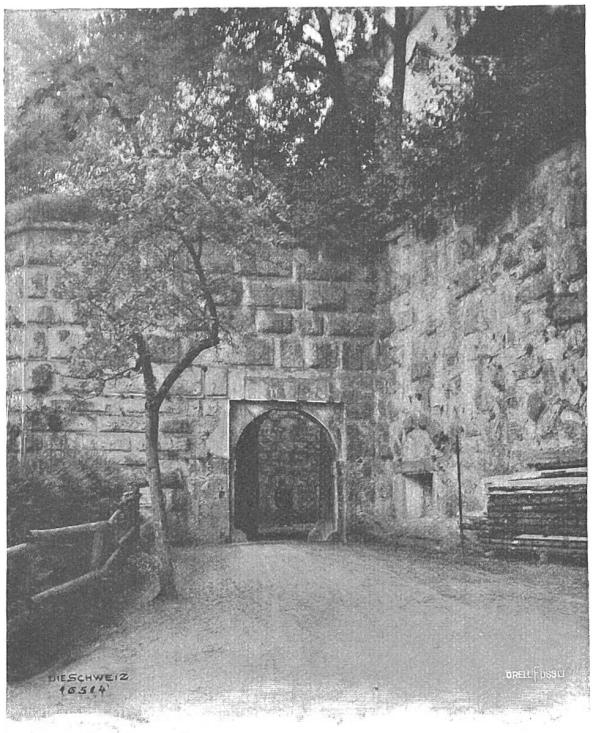
glühendste Religiosität gegen die Vaterstadt, durch eine eigentliche Stadtreligion, wie sie eben die antike Stadt, die Polis darstellt, konnten die mauerlosen, freien, meerentstiegenen Gassen eine freie Stadt, ein Staat werden und bleiben, konnten ihre Kinder zu einem Volk werden. Man kennt den zähen Konservatismus, mit dem die Venezianer über ihrem innern Gleichgewicht gewacht, wie unerbittlich sie das Spiel der großen und kleinen Kräfte im Gleichgewicht zu halten gewußt haben. Jahrhunderte lang, fast reihenweise ist durch das Blenden und Enthaupten machtgieriger Dogen das Eisengerüst der aristokratischen Republikaner auf seine Zuverlässigkeit über jede Belastungsprobe hinaus dokumentiert worden. Hier haben wir Sparta. Hier haben wir die klassische Antike mit ihrer zur Religion erhobenen Staatsdisziplin und Vaterlandsliebe.



Festung Aarburg. Richtplatz.

Beinahe anderthalb Jahrtausende hat sich dieses Venedig gehalten. Es hat hineingelebt oder wenigstens gedauert in eine völlig andere Welt, ist bei lebendigem Leib zur Antiquität, zum Kuriosum geworden und ist unmerklich an Ueberreife gestorben. Als die rauhen Hände es aus seinem Traum, aus seinem weltfernen Märchenschlaf wecken wollten, da zeigte es sich, daß es nicht mehr lebte. Man kann den Tag nicht sagen, an dem es gestorben ist.

Am 22. Mai 1797, als die tote Königin der Meere beigesetzt wurde, da war das Ende des letzten alten Griechentums.



Festung Aarburg. Haupteingang.

Wie Mummius über Korinth gekommen. Zum zweiten Mal hat italienische Soldatenfaust dem weichen Griechentum ein Ende gemacht. Diesmal war es das Ende!

Spartanisches Griechentum war es freilich längst nicht mehr. Nicht einmal mehr Byzanz. Von einem Alexandrien wollen wir uns erzählen lassen. Es hat seinen Geschichtschreiber gefunden im Verfasser des akademiegekrönten „Quatrocento", in unserm Genfer Mitbürger Philippe Monnier: Venise au XVIII. Siècle lautet der Titel des neuesten Werkes unseres feinen Erzählers. Es ist bei Payot in Lausanne erschienen.

* * *

Das ist die letzte Phase. Naturgemäß. Reichtum, schon nicht mehr der alte machtvolle Reichtum, schon mehr die Gewohnheit ererbten Reichtums, Weichheit, Ueppigkeit, Schwelgerei, materielle und geistige, und die geistige fast materiell, sinnlich genossen. Nicht ganz so intellektuell wie Alexandrien, aber dafür in der Einheit mit Staat und Verfassung, mit dem offiziellen Leben eine einzigartige Verwirklichung eines freien, sich selbst gehörenden, sich selbst besitzenden und in paradiesischer Traumferne genießenden Volkes. Es ist eine selige Insel — wenn auch keine Insel der Seligen. Mag auch der einzelne, wie es unter allen Umständen das Los der Sterblichen bleibt, sein Hangen und Bangen haben, himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt sein, über ihrem Gesamtbewußtsein liegt es wie eine Rosenwolke. Es ist ein Leben des Heute, es schaut kein Morgen herein. Da scheint es nichts zu wünschen, nichts zu hoffen und — nichts zu fürchten zu geben. Es ist eine ganz einzige Atmosphäre. Das trockene Pulver, das es noch gab, ist in diesem Venedig nur noch zu Feuerwerkzwecken, zu Festen gehalten worden. Da ist kein Kampf mehr. Das heißt aber, philosophisch ausgedrückt, keine Entwicklung mehr. Dieses Leben entbehrt jetzt der Bedingungen, die im letzten Grunde Leben bedeuten. Es kann für Sterbliche, für Menschen kein Leben der seligen Inseln geben. Es kann solche Wirklichkeit nur geben da, wo die andere nicht ist: die große allgemeine Wirklichkeit, in der wir zu leben, mit der wir zu rechnen gewohnt sind. Diese ist in der Tat nicht vorhanden. Dauer kann es nicht geben für dies Leben, das ganz Heute ist. Eine Dauer gibt es nicht. Alle Bedingungen dazu fehlen. Wohl sind noch Schiffe da und brauchbare Seeleute, wohl wäre noch Gold, der nervus rerum

noch vorhanden, sich in Geschäften umzusetzen. Aber die so lange mit feinster Diplomatie und nur noch mit der Diplomatie gehütete Neutralität hat sich wie ein Schlaf über die alten Kräfte gelegt, der zunehmende Aufwand verbraucht das Gold und den Fleiß, und das Vergnügen hat die Persönlichkeit der Männer aufgelöst. Man hat so lang keine Männer gebraucht. Die frühern haben so solid gesorgt. Man braucht keine Feldherren, keine Condottieri, keine Colleoni mehr und braucht somit auch die Köpfe nicht mehr, ihrer Herr zu bleiben. Man fürchtet sich vor Ehren, Würden, Aemtern, man entflieht ihnen, wo man kann. Man weiß nur noch zu genießen. Aber nicht bloß darum. Man glaubt nicht mehr daran. Das alte Herrscherblut hat sich erschöpft — schließlich — in anderthalbtausend Jahren. Kein Blut dauert ewig. Und das Eigenleben, das jeder Eigenart ihre Größe schafft, trägt immer auch das Gesetz ihrer Verarmung in sich.

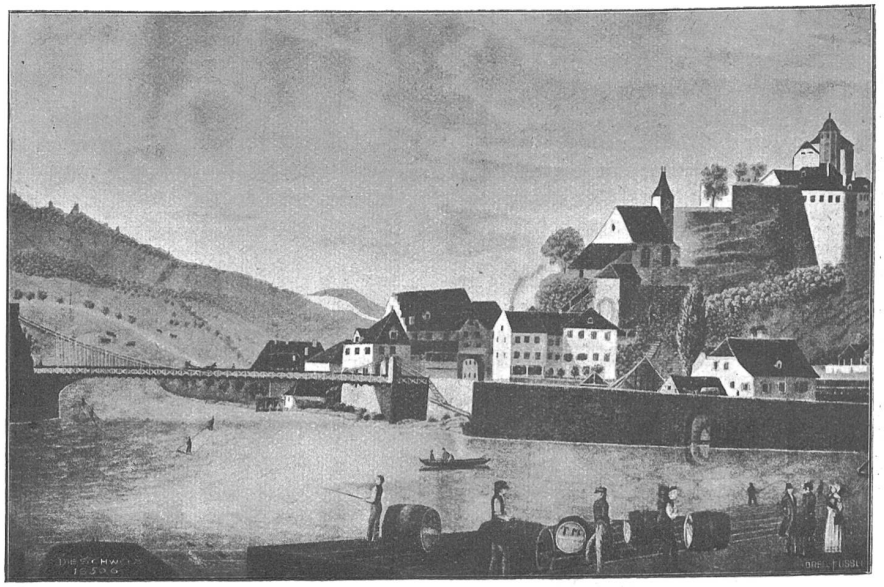
Diese Wirklichkeit ist dahin. Das Volk hängt mit Treue und Liebe an der alten Herrlichkeit von San Marco. Seine Treue und Liebe hat in vergeblichen Erhebungen gegen die Franzosen aufgelodert. Das Volk wäre noch da, ist auch fünfzig Jahre später noch dagewesen im heldenmütigen Aufstand gegen Oesterreich. Aber das Volk, was will das Volk, wo seine Herren versagen? Dieser Herren Blut ist erschöpft. Die Seele ist entflohen aus dem Körper. Die Seele von Venedig lebt nur noch in seiner Musik. Das alte Ich lebt, nachdem es in seinem Tiepolo noch einmal heroisch und pathetisch gewesen, in geistreich vergnüglicher, aber mehr verstandesmäßiger Selbstporträtierung durch seine Künstler und Dichter, sein Pathos in seinen Festen dahin. Seine vielumworbenen Künstler sind es jetzt, in denen Venedig an den Höfen und Angelegenheiten Europas mitspricht, seine gescheiten und lustigen — Originale, in denen es an dem großen Beruf des damaligen Italien teilnimmt, Europa zu amüsieren; seine Feste sind es, in denen es nicht mehr bloß das Schatzkästlein, sondern mehr als je Europas Hauptstadt ist.

Immer eine Kuriosität für Europa, ist es heute eine, mehr denn je, schon äußerlich durch die unerschöpfliche Gesamtheit seiner Eigentümlichkeiten. Schon im Beginn eine ganz eigene Form menschlichen Daseins, muß sie, die dieselbe geblieben, auf ihre hundertmal und tausendfach veränderte Umwelt den Eindruck machen, wie ihn Monnier bezeichnet: Elle est la cité merveilleuse et mystérieuse, qui inspire l'effroi avec l'enchantement.

Von ganz Italien ist sie die einzige noch aufrechtstehende Freistatt. Erstaunlich in ihrer uralten Freiheit. Unheimlich in den Einrichtungen dieser Freiheit, ein Wunder in der Virtuosität ihres Genußlebens. Die Verschiedenheit des Wesens dieser italienischen Stadt von dem des übrigen Europa hat sich wohl am stärksten geltend gemacht gerade in der Angelegenheit, in der man die meiste Berührung mit dem Europa des achtzehnten Jahrhunderts voraussetzt, in diesem Genußleben, in der Erotik. Wohl vereinigt Venedig eine internationale Menge, wohl gilt es als Lehrmeisterin und bewahrt ein Prestige, das es den erlesensten Genußmenschen zur Heimat, das seinen Ruf in diesen Dingen zum Gemeinplatz macht und überhaupt das Gros seiner Besucher anzieht und festhält. Wohl ist es dies Element, das Venedig am meisten mit den Europäern verbindet; es zeigt sich gerade hier seine Herkunft aus einer andern Welt, aus einer fernen Menschheit, seine Zugehörigkeit zu einer antiken Atmosphäre. Fast mysteriös wirkt die Größe des erotischen Prestiges auf die Menschen des Abendlands, und wie Erfüllung auf Ahnung wirkt die Einweihung in den Eros von Venedig auf die größten Lebemänner der Zeit. Fast unheimlich wie die Republik selbst erscheint ihnen diese Orgie.

Achtzehntes Jahrhundert! wird man sagen. Und daß das Paris der Bourbonen und das England Hamiltons und Friedrichs und Katharinas Höfe und selbst der brave Hof der gestrengen Maria Theresia kein Jota besser gewesen! Nicht einmal die Schweiz, nicht einmal das calvinistische Genf — man braucht nicht einmal im Casanova, es genügt, in unserem Goethe zu blättern! Aber man treibt es nicht ohne weiteres. Man lese einen Tilly oder die Liaisons dangereuses: es mag ans Sadistische streifen, es mag das zweifelhafteste Verhältnis zur Schau getragen werden, es mag der tiefste Abgrund der Zersetzung aller sexuellen Moral erreicht sein, es geschieht doch alles noch nicht mit der Unbedenklichkeit, mit der man in Venedig genießt. Dort ist man frivol, wo man wirklich gar nicht mehr heuchelt, man ist von der berühmten notorischen Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts. Wir leben im achtzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt im faulenden alten Europa. In Venedig ist man nicht frivol. In Venedig ist man naiv. In Venedig lebt man griechisch. In Venedig ist man im Altertum. Zweitausend Jahre früher oder so.

Es ist nicht immer so gewesen. Die alten Gesetze sind noch da und werden noch ausgiebig gehandhabt. Aber die öffentliche Meinung, welche die Opfer ihrer Urteilsprüche mittreffen müßte, die versagt ihnen die Gefolgschaft. Schon der göttliche Aretin hat gewußt, wo er am besten hinpaßte. Eine Stadt der Sinnenfreude ist Venedig immer gewesen. Sie ist ein Element der Stadt. Sie galt von jeher als heimatberechtigt. Aber heute sind die Kunst und das Vergnügen das einzige Geschäft. Heute sind die Grundlagen von Gesellschaft und Staat ihrer Kraft und Seele beraubt. Heute, wo die alte Kraft nicht mehr da ist, vermag der Körper das Genußleben nicht mehr zu ertragen. Heute, da die Seele entwichen, wird das Leben der Sinne allein Herr und an seiner Fülle krank. So tritt die Fäulnis ein. Die Lebensfreude ist zur Ausschweifung geworden. Der lachende Maiandros ist zur Flut angeschwollen. Kein Gesetz, keine Strafe, die das freie Treiben in seinen breiten Wegen gehalten, vermag mehr zu wehren. Aus der antiken und unbedenklichen Freude am Dienst der Aphrodite ist in der verhängnisvoll langen Friedenszeit die Alleinherrschaft der Göttin erwachsen, hat sie, die ein Gast der Muße und der Feste gewesen,



Alt-Aarburg. Nach einem Bilde aus dem Anfang des 18. Jahrh.

über den Trümmern der alten Staatsgötter die Freistatt ihres Orgienkults erbaut. Wer in Philippe Monniers Buch die ernsten Seiten mit den Belegen für diesen Prozeß kennen lernt, wendet sich erschüttert von der Leiche dieser tausendjährigen Schönheit.

Die Geschichte von Venedig sollte, soviel sie abliegen mag vom Rädergefüge im Gang der Gesamtgeschichte, besser bekannt sein. Ob ihre unvergleichliche Eigenart dem Bedürfnis der Pedanten, allgemeine Weisheit zu abstrahieren, Hohn spricht: in Venedigs wunderbar organisch und konsequent verlaufender Geschichte zeigt sich so eindringlich die Tatsache, daß reiche Freiheit, die das Schönste ist, nur mit solider Ordnung haltbar und daß die Kräfte, die solche Ordnung schaffen und zu wahren vermögen, im Zustand der seligen Insel keine Nahrung mehr finden. *Πάντα ῥεῖ.* Die ehrwürdig lange Geschichte der Lagunenrepublik, die dagestanden, als Mohammeds Volk noch zu den Sternen betete, die den Donnergang der Reformation überlebt und noch in den Tagen der großen jungen Schwester überm Ozean die Polizei ihres alten Mittelmeers aufrecht gehalten, die märchenhafte Geschichte von Venedig hat kein Märchen bleiben dürfen! (Schluß folgt).

Professor Dr. Eugen Huber.

Dem Verfasser des neuen schweizerischen Zivilgesetzbuches, das in der Dezembertagung der eidgenössischen Räte von beiden Körperschaften einstimmig angenommen wurde, sind bei diesem Anlasse verdientermaßen hohe Ehrung und Anerkennung zuteil geworden — bedeutet doch die Ausarbeitung des Entwurfes mit seinen nahezu tausend Artikeln eine gründliche, ernste Arbeit von zweiundzwanzig Jahren, in der der Verfasser bestrebt war, nur schweizerische, bodenständige Rechtsanschauungen, soweit sie sich in modernes Gewand kleiden und auf die Gesamtheit des Landes anwenden ließen, zu verarbeiten und so ein echtschweizerisches Recht zu schaffen*). Daß dies in hohem Maße gelungen ist, beweist die einhellige Annahme des Gesetzes, während sich in der Volksabstimmung vom 13. November 1898, als sich das Schweizervolk grundsätzlich über die Einführung eines einheitlichen Rechtes auszusprechen hatte, immerhin noch eine beträchtliche Gegnerschaft bemerkbar machte. Am 6. Juni 1905 brachte der Bundesrat den Gesetzentwurf beim Nationalrat ein, und Professor Huber, der selbst Mitglied des Rates ist, gab ihm ein warmes Geleitwort mit. Während der zweiundeinhalb Jahre dauernden parlamentarischen Behandlung war er der berufene Führer durch die Artikel des Gesetzes und zugleich sein eifrigster Befürworter und Verteidiger. Die Rechtseinheit wird im Jahre 1912 zur Durchführung, die Zeit bis dahin wird zur Ausarbeitung und Einleitung der Uebergangsbestimmungen benützt werden.

Professor Dr. Eugen Huber.

Herr Professor Huber, seit Jahren Rechtslehrer an der Berner Hochschule, ist aus Stammheim im Kanton Zürich gebürtig und steht heute im 58. Lebensjahre.

Zu der Weihnachtsgabe, die er und mit ihm das eidgenössische Parlament dem Schweizervolke beschert haben, darf dieses sich selbst beglückwünschen. A. K.

*) Weil Professor Huber „das alte heimische Recht neu belebt und nach den Bedürfnissen und Strebungen der Zeit fortgebildet, die nationale Einheit gestärkt und die gemeine Wohlfahrt des Landes gefördert hat", hat ihn in diesen Tagen die staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Zürich zum Ehrendoktor der Volkswirtschaft ernannt. A. d. R.

Gedichte von Walther Schädelin.

Altes Leid

In meinem Haus seitab ist eine Kammer,
still wie das Grab.
Leis geh' ich stets an ihrer Tür vorbei;
ich habe keine Ursach, aufzuschließen.
Doch ach, zuweilen wacht dort Etwas auf
aus tiefem Schlaf, aus dämmerhaftem Schlummer
und tritt heraus in meinen hellen Raum,
so wie des Abends noch, wenns Schlafenszeit,
ein kleines Kind, im langen Nachtgewand,
zögernd, mit bloßen Füßlein, unversehns erscheint...

Die Furt

Du zagst? Stromüber, Wandrer, schreite!
Lang war dein Weg;
du kommst aus ungemess'ner Weite.
Jenseits des Stromes breitet sich ein Feld
weit, wie die Welt;
gewinn das andre Ufer, Mensch und Held!
Ich bin der Tod, bin dieses Stromes Furt,
und meine ältre Schwester heißt Geburt.

Einwurf

Wie der Fakir mit der giftigsten der Schlangen
gaukelst du und spielst du mit dem Tode
frevelhaft. Ein eitles Spiel der Mode
treibst du, und mich überkommt ein Bangen,

daß, wenn einst der Große kommt gegangen,
auf den Lippen dir erstirbt die Ode,
deine Pseudomuse sehr marode
sein wird, ihre Schwächlingslust vergangen,

tändelnd mit dem Ernsten umzuspringen.
Hände weg! Du wappne dich beizeiten,
daß dem Feinde du entgegenschreiten

mögest stark und frei und eure Klingen
in dem hoffnungslosen letzten Gange
heiße Funken hau'n mit hellem Klange!